

Predigt und Gebete zum 17. S. n. Trin. 22.9.2024 über Gal 3, 26b-29

Liebe Gemeinde!

Ich war damals ungefähr 10 Jahre alt. Es muss so um das Jahr 1986 herum gewesen sein. Mit meinen Klassenkameraden saß ich am Nachmittag im Sandkasten auf einem der Spielplätze in unserem großen Neubaugebiet Fritz Heckert in Karl-Marx-Stadt. Meine Freunde fragten mich: „Warum bist du eigentlich kirchlich?“ Aber sie erwarteten gar keine Antwort von mir. Es war eine rein rhetorische Frage von ihnen. Einer der anderen Jungs erzählte: „Mein Vati hat da früher auch mitgemacht, bis er gemerkt wie falsch die sind, dann ist er ausgetreten.“ Ein anderer sagte: „Die Kirche hat den Krieg unterstützt.“ Ich versuchte damals die Kirche zu verteidigen, einer gegen 4. Wie es ausgegangen ist, weiß ich heute nicht mehr.

Wir lebten damals noch in der DDR, diesem Staat wo alle gleich sein sollten. Jeder Schüler sollte Mitglied bei den Pionieren und bei der FDJ sein. Und wehe, jemand scherte aus, war zu individuell, oder noch schlimmer, verweigerte sich dem allgemeinen Zwang zu den Pionieren und der FDJ. Ich kann in dieser Sache für mich selbst nicht unbedingt mitreden. Ich selbst bin 1983 stolz mit dem blauen Käppi auf dem Kopf in die Pionierorganisation Ernst Thälmann eingetreten. Als ich Teenager wurde und in die FDJ eintreten sollte, da war es schon der Herbst 1989. Es war Anfang November, ein paar Tage vor dem Mauerfall, als ich zu meiner Klassenlehrerin ging und ihr erklärte, dass ich nicht in die FDJ eintreten werde, anders als alle meine Klassenkameraden vom Sandkasten. Um den 4. November 1989 herum war dieser Schritt aber schon nicht mehr sonderlich mutig.

Und doch haben wir in meiner Familie die Härte der Gleichmacherei der DDR schmerzlich erlebt. Die Klassenlehrerin meiner drei Jahre älteren Schwester war auch meine Musiklehrerin. Weil ich gut singen konnte hatte sie mich in der 2. Klasse gefragt, ob ich in den Schulchor kommen wolle. Ich war damals ganz und gar ehrlich, viel zu ehrlich

für die DDR. „Mittwochnachmittag kann ich nicht, da habe ich Christenlehre.“, hatte ich ihr gesagt. Meine Musiklehrerin war schon mit 18 in die SED eingetreten und hatte nur deshalb einen Studienplatz erhalten. Beim Stichwort Christenlehre war diese rote Socke ganz hellhörig geworden. Bei nächster Gelegenheit nahm sie meine Schwester zur Seite, Einserschülerin und Klassenbeste. „Gehst du auch in den Verein wie dein Bruder?“, hatte sie gefragt und hinzugefügt, „Ich verbaue dir dein ganze weiteres Leben, wenn du da auch hin gehst. Mit der Oberschule oder einem Studium wird es dann für dich nix.“ Seitdem wurde meine Schwester von unserer Lehrerin immer weiter drangsaliert, bis sie in der 9. Klasse Gott sei Dank einen neuen Klassenlehrer bekam. Der war an unserer Schule Lehrer für marxistisch-leninistische Philosophie und Deutschlehrer, ein Fan von Goethe, Schiller und Shakespeare, Kettenraucher und wahrscheinlich Alkoholiker. Aber er sagte, meine Schwester müsse die EOS besuchen, er werde das bei der Direktorin durchsetzen. Und das machte er tatsächlich wahr.

Mein bester Freund, den ich am Beginn des Theologiestudiums 1996 kennengelernt habe, der hatte am eigenen Leib erlebt, was es bedeutete, in der DDR nicht bei den Pionieren zu sein. Beim allgegenwärtigen Fahnenappell durfte er nicht mit im Klassenverband stehen. Und niemals hätte er Klassensprecher werden dürfen. So erzählte er mir einmal beim Bier in der Kneipe. Nachdem wir uns 10 Jahre kannten erzählte er mir noch etwas ganz anderes von sich. 2006 war das. Da nämlich outete sich mein bester Freund eines Tages als schwul. Sein Outing kam für mich nicht ganz überraschend, ich hatte es irgendwie geahnt. Ich hatte mich gewundert, warum so ein netter Mensch wie er, keine Freundin hat. Ein Doppelleben hatte er geführt, wie er mir berichtete. Hier die Freundschaft zu mir, dort die Freundschaften in der Hochschulgruppe Homosexueller. „Ich wusste ja nicht wie du reagieren würdest, wenn ich dir von meinem Schwulsein erzähle. Du bist nur ein sehr guter Freund für mich, da könnte ich die Ablehnung noch irgendwie verkraften. Aber was, wenn

mich meine eigene Familie ablehnen würde. Das wäre für mich ganz schwer auszuhalten.“ „Aber“, fügte er hinzu, „bei dir habe ich immer gehofft und gehnt, dass du mich so akzeptieren würdest wie ich bin. Und jetzt will ich kein Doppelleben mehr führen. Ich habe es schon meiner Familie erzählt. Und meine Familie hat zum Glück ganz verständlich reagiert.“ Auch ich habe ihn so akzeptiert wie er ist. Wir sind beste Freunde geblieben, auch wenn wir heute kaum noch Zeit für einander finden, weil wir jeder am anderen Ende unseres Landes als Pfarrer arbeiten und wohnen. Aber wenn wir miteinander mal telefonieren, dann ist es nach nunmehr fast 30 Jahren ganz vertraut.

Als ich 2016 am Gymnasium in Zschopau im Erzgebirge eine 8. Klasse in Religion unterrichtete, da stand auch die Unterrichtseinheit zum Thema „Gerechtigkeit“ auf dem Lehrplan. Zum Beginn der Unterrichtseinheit fragte ich die Schüler: „Was meint ihr, was ist Gerechtigkeit.“ Eine Antwort die viele meiner Schülerinnen und Schüler damals gaben lautete: „Gerecht ist, wenn es für alle gleich ist.“ Ich habe meine Schülerinnen und Schüler damals gefragt, ob es denn für eine Schülerin mit einer Beinbehinderung gerecht wäre, wenn sie die gleichen Sportübungen wie alle anderen machen müsste. Da hat meine Klasse angefangen, nachzudenken und ist zu dem Schluss gekommen, dass es manchmal nicht gerecht ist, wenn es für alle gleich ist. Wir haben uns dann miteinander eine bekannte Karikatur von Tiki Küstenmacher angesehen: Darauf ist ein Lehrer zu sehen. Der steht am Lehrerpult vor einem Baum. Und dem Lehrer gegenüber stehen verschiedene Tiere: ein Elefant, ein Affe, ein Goldfisch im Glas, eine Robbe, eine Schnecke, ein Vogel. Der Lehrer sagt: „Damit es gerecht zugeht erhalten Sie alle die gleiche Prüfungsaufgabe: Klettern Sie auf diesen Baum.“ Meine Klasse erkannte, diese Prüfungsaufgabe ist ganz und gar nicht gerecht.

Um das Jahr 1986 herum hörte ich zum ersten Mal das Lied „Wellensittiche und Spatzen“ des Liedermachers Gerhard Schöne. Gerhard Schöne erzählt darin von Menschen, die Diskriminierung erfahren und singt im Refrain:

*„Als mein gelber Wellensittich aus dem Fenster flog,
hackte eine Schar von Spatzen auf ihn ein,
denn er sang wohl etwas anders und war nicht so grau wie sie
und das paßt in Spatzenhirne nicht hinein.“*

Der Mensch ähnelt viel zu oft den Spatzen in Gerhard Schönes Lied. Da werden alle über einen Kamm geschert. Das Besondere, das Individuelle geht verloren. Und noch schlimmer: Menschen werden ausgegrenzt, stigmatisiert, abgekanzelt. Das ist so traurig und schade. Ganz anders geht es bei Gott zu, wie Paulus zu berichten weiß:

26 Denn ihr seid alle durch den Glauben Gottes Kinder in Christus Jesus. 27 Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. 28 Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus. 29 Gehört ihr aber Christus an, so seid ihr ja Abrahams Nachkommen und nach der Verheißung Erben.

Gott fragt nicht: „Wo kommst du her?“ „Welche Hautfarbe hast du?“ „Wen liebst du?“ „Bist du behindert?“ Gott hat alle gleich lieb. Und doch macht Gott nicht alle gleich. Er sieht jeden von uns ganz persönlich an, als ein individuelles Wesen mit seinen Stärken und Schwächen, mit seinen liebenswerten und nicht ganz so liebenswerten Seiten, mit seinen Freuden und seinen Nöten. Wir Getauften sind alle seine Kinder. Das verbindet uns, so wie uns auch die Hoffnung verbindet, die in der Verheißung an den jüdischen Urvater Abraham steckt. Aber wir müssen nicht alle gleich sein. Gott liebt uns so wie wir sind.

2021 wurden in unserer Kirchgemeinde die schönen Fastentücher gehäkelt. Viele Menschen aus unserer Kirchgemeinde, vor allem Frauen, haben kleine bunte Quadrate gehäkelt, die dann zusammengenäht wurden. Man sieht die Individualität jedes einzelnen dieser gehäkelten Quadrate und doch bilden sie ein großes Ganzes, eine herrliche Einheit. Eine Einheit in Verschiedenheit. Ich finde die Fastentücher sind ein schönes Bild für die Liebe Gottes zu

uns Menschen und für das Miteinander unter uns Menschen. Ich
wünschte, so bunt und doch verbindend könnte es unter uns
Menschen- und Gotteskindern immer sein.

Amen.



Fotos: T. Schwarzenberg